

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 87 (1978)
Heft: 5

Artikel: Der Weg Henry Dunants - Weltruhm und Einsamkeit
Autor: Thürer, Georg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-548225>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Weg Henry Dunants – Weltruhm und Einsamkeit

Von Prof. Dr. Georg Thürer

An zwei Orten der Schweiz erinnert man sich in diesen Tagen des Gründers des Hilfswerkes vom Roten Kreuz besonders eindringlich und dankbar. Da ist im äussersten Südwesten des Landes die einzigartige Stadt Genf, wo Henry Dunant vor 150 Jahren zur Welt kam, und da ist hoch oben über dem Bodensee, gleichsam im nordöstlichen Erker des Schweizerhauses, das Appenzeller Dorf Heiden, wo er das letzte Viertel seines langen Lebens verbrachte. Hier schrieb er von der Welt verlassen und halbvergessen seine erst in unserer Zeit wiederaufgefundenen Memoiren oder doch Entwürfe zu solchen Denkwürdigkeiten. Es handelt sich um über hundert Hefte, die Bernard Gagnebin, damals Dekan der Faculté des Lettres der Genfer Universität, in Auswahl veröffentlichte. Seltsam und erschütternd: der Urheber eines der grössten Werke der Menschheit und Menschlichkeit ist menschenscheu geworden. Dunant sinnt hier in einem bescheiden ausgestatteten Zimmer des Bezirkskrankenhauses über die von ihm angeregte Schöpfung und ihren Ausbau nach. Er konnte sich keine bessere Unterkunft leisten, musste er doch mit hundert Franken im Monat auskommen, das heisst er zahlte im Tag drei Franken für die Pension, und so bleiben ihm im Monat noch zehn Franken für Schreibpapier und Briefmarken.

Nicht ohne Wehmut mochte der greise Dunant auf das dem Munde abgesparte Schreibpapier den Satz schreiben: «Mit zehn Jahren war ich ein kleiner Aristokrat, und zwar im achtbarsten Sinne des Wortes Aristokratie, das ja im Griechischen Herrschaft der Besten bedeutet.» Die habliche und vornehme Genfer Familie Dunant nahm die Losung «Noblesse oblige» ernst, lebensernst. Der Vater hatte die Waisenkinder der Stadt zu betreuen, von denen viele auf den Landsitz der Familie eingeladen und dort beschenkt wurden. Die Mutter besuchte die Armen und Kranken in der Arbeitervorstadt St-



Gervais, und ihr heranwachsender Sohn begleitete sie auf dem Weg in dieses Elendsviertel. Ja, er gründete, um Armen zu helfen, mit 25 Jahren den «Genfer Verein Christlicher junger Männer»; das war die Keimzelle der von Dunant mitbegründeten weltweiten Vereinigung dieses Namens. Auch trug er die Botschaft der verstehenden Liebe zu den Insassen des Gefängnisses St-Antoine. Er las ihnen auch Reisebeschreibungen vor, um ihnen in der Enge der Haft ein Fenster in die weite Welt zu öffnen.

Dunant selbst, der eine Banklehre hinter sich hatte, wollte ebenfalls in der Fremde Erfahrungen und wohl auch Güter sammeln. Sein Geist träumte davon, dass er Algerien zur Kornkammer Frankreichs machen könnte. Dort in Nordwestafrika wollte er grosse Mühlenwerke errichten. Dazu bedurfte er der Zustimmung der Kolonialmacht Frankreich, und damit harzte es. Der junge Idealist hoffte nun, eine Schrift, die von Lob auf den damals regierenden Kaiser Napoleon III. strotzte, werde die Zustimmung des Monarchen erwirken. Dieser aber war nicht in Paris zu

sprechen, sondern weilte in Norditalien, wo er den Freunden der nationalen Einigung Italiens im Kampfe gegen Habsburg-Österreich beistand, das die Lombardei besass und damals verlor. Die Entscheidung bei Solferino südlich des Gardasees war eine der grauenhaftesten Riesen-schlachten der Weltgeschichte. Am Abend jenes 24. Juni 1859 lagen 40 000 Tote und Verwundete auf dem blutgetränkten Schlachtfeld. Sorgte sich denn niemand um sie?

Doch, einer kam daher, nicht in einer bunten Uniform, sondern in einem weissen Tropenanzug. Es war Henry Dunant, der sozusagen als Geschäftsmann Kaiser Napoleon III. nachgereist war, um ihm jene Schrift in einer Prachtausgabe zu übergeben, und der hier seinen Beruf vergass oder hintansetzte, um seiner Berufung innezuwerden. Die drohende Majestät des Todes wurde ihm wesentlicher als die Gunst der kaiserlichen. Er legte Hand an, wo er konnte, linderte, was er vermochte, rief mit dem Leitwort «Siamo tutti fratelli!» die Leute aus der Gegend

heran. Wir wissen nicht, wie viele Menschen Dunant damals dank seinem persönlichen Einsatz und mit seinen ersten Helfern am Leben erhielt, aber wir wissen, dass von jener Begegnung Dunants mit dem Unheil der Kriegsschauplätze ein segensreiches Werk ausgegangen ist, dem seither Millionen von Menschen ihre Rettung verdanken.

Die unheimlichen und aufrüttelnden Eindrücke des Schlachtfeldes liessen den jungen Genfer nicht mehr los. Er musste sie sich von seiner Seele schreiben. Das geschah in seinem Buche «Un souvenir de Solferino». Darin buhlte er nicht mehr um das Wohlwollen eines Machthabers wie in der Schmeichelschrift für Napoleon III., sondern nun führte die Verantwortung die Feder. In Hütten und Palästen sollte man wissen, wie erbarmungslos der moderne Krieg die Menschen zerfleischte und wie man die Verblutenden, die für ihr Vaterland immerhin ihr Leben in die Schanze schlugen, unversorgt liegen liess.

Nachdem Dunant rückhaltlos die Verstümmelten mit nagendem Ungeziefer in den Wunden, die Lechzenden und Sterbenden geschildert hat, kommt er nach der Sachlichkeit, womit er das Elend beschrieb, zur Herzenssache, zur Gewissensfrage, wie man dem Übel künftig einermassen beikommen könnte. Der Bericht wird zum Aufruf: «Wäre es nicht möglich, freiwillige Hilfsgesellschaften zu gründen, deren Zweck ist, die Verwundeten in Kriegszeiten zu pflegen oder pflegen zu lassen.» Und ein paar Sätze weiter wendet sich der junge Genfer nun doch an die Häupter dieser Welt. «Welcher Fürst, welcher Monarch könnte diesen Gesellschaften seine Unterstützung versagen, und wer von ihnen wäre nicht glücklich, den Soldaten seiner Armee die volle Versicherung zu verschaffen, dass sie, sobald sie verwundet sind, allsogleich und in der sorgfältigsten Weise gepflegt werden!»

Die Grossen dieser Welt hatten Gehör für diesen Appell im Namen des Staatsbürgertums und der Nächstenliebe. Sagt man gemeinhin, dass die Mühlen guter Werke langsam mahlen und dass der Prophet nichts in seinem Vaterlande gelte, so gilt beides diesmal nicht für die erstaunlich rasche Verwirklichung des von Dunant nun ins Weltgespräch eingeführten Hilfsgedankens. Das Buch mit dem Mahnruf erschien 1862, und schon im folgenden Jahre trat in Genf eine Konferenz zusammen, zu der sich Vertreter aus 16 Staaten einfanden, was 1864 zur grundlegenden Genfer Konvention führte. Diese gewährte den Krankenpflegern und dem weitem Personal der Lazarette sowie den Feldpredigern die «Wohltat der Neutralität»; auch sollten «die verwundeten oder erkrankten Militärs ohne Unterschied der Nationalität in Pflege aufgenommen werden».

Wenn der fromme Wunsch eines hochgesinnten jungen Mannes innert so kurzer Frist ins Völkerrecht einging, so geschah es vor allem, weil angesehene Persönlichkeiten des In- und Auslands, von Dunant unermüdlich beschworen, sich dafür einsetzten. Da ist an erster Stelle der angesehenste Mann der Eidgenossenschaft zu nennen, General Dufour, der damals schon in der zweiten Hälfte seiner siebenziger Jahre stand und das Werk seines mehr als vierzig Jahre jüngern Genfer Mitbürgers mit seiner Strahlungskraft so förderte, dass der Bundesrat zu jener Genfer Konferenz einlud. Hatte Dufour nicht selbst als Befehlshaber der Bundestruppen im Sonderbundskrieg ein Höchstmass an Humanität angestrebt und den Feldzug mit einem Mindestmass an Blutvergiessen geführt? Zehn Jahre hatte Dufour dafür gekämpft, dass die Schweizer Fahne mit dem weissen Kreuz auf rotem Grund zum Wahrzeichen aller kantonalen Truppen werde, und nun stand in der Genfer Konvention: «Die Fahne und die Armbinde sollen ein rotes Kreuz auf weissem Grund tragen.» Das Wappen der Schweiz mit vertauschten Farben sollte zu Sinnbild und Schild der Helfer in weiter Welt werden.

Nie ist ein soziales Werk von einem einzelnen Menschen allein geschaffen und getragen worden. Die Namen derer, die das Rote Kreuz zu dem machten, was es heute ist, würden Bände füllen. Nennen wir aber doch Dunants Freund und Helfer, Dr. Appia, der als Feldarzt auf den lombardischen Schlachtfeldern gearbeitet hatte, stellvertretend für Tausende, die dafür sorgten, dass die Genfer Konvention Leben wurde. Wenn aber die Weltgeschichte das Rote Kreuz vorzugsweise mit dem Namen Henry Dunant verband, so war es, weil er das zündende Leitwort gesprochen hatte. Nun stand er im Zenit seines Ruhmes. Die Fürsten kargten nicht mit Orden und andern Ehrungen, die Dunant aus über einem Dutzend Staaten erreichten. Die Königin Augusta von Preussen bekannte ihm, dass sie während der ganzen Zeit des Krieges gegen Österreich seine Armbinde getragen habe und stolz darauf gewesen sei. Im Deutsch-Französischen Kriege von 1870/71 war das Rote Kreuz derart zur Sache der Nation geworden, dass es in Deutschland bereits rund 2000 Lokalsektionen gab.

Um den Urheber des grossen Hilfswerkes aber war es damals bereits still geworden, unheimlich still. Was war geschehen? Der Weltbürger, dessen Buch «Eine Erinnerung an Solferino» in zwölf Sprachen gedruckt wurde, hatte als Geschäftsmann versagt. In der Sonntagsnummer des «Journal de Genève» vom 23. August 1868 las man das Urteil des Genfer Zivilgerichtshofes, wonach die Bank «Crédit genevois», in deren Verwaltungsrat Dunant sass, in Liquidation kam. Sie stand

im Zusammenhang mit Dunants Geschäften in Algier. Besonders schmerzte es Dunant, zu lesen, dass er «seine Kollegen bewusst getäuscht habe und für den ganzen Schaden einstehen» müsse. Nun, die Familie und er selbst hatten ihre Mittel zu einem grossen Teil für die Vorbereitung des Hilfswerkes vom Roten Kreuz, zum Beispiel für Reisen in fremde Hauptstädte, aufgebraucht. Noch härter aber als das Verarmen traf Dunant der Vorwurf, dass er seine Kollegen wissentlich hintergangen habe. Er beteuerte bis zuletzt, dass er selbst vielmehr getäuscht worden sei. So hatte sich Dunant unter anderem nicht ohne Grund auf eine Zusage Kaiser Napoleons III. gestützt, der ihm bei einer Audienz erklärt hatte: «Votre société sera protégé par mon gouvernement!» Es ist nicht das einzige Wort des Kaisers, das nicht eingelöst wurde. Zudem beschleunigten in Algerien Überschwemmungen und Seuchen und an der Weltbörse eine allgemeine Baisse den Niedergang. Zu einer Wiederaufnahme des Prozesses fehlten Dunant die Mittel. Er selbst beschönigte sein Versagen nicht, wenn er erklärte: «Die Welt hatte mir in ihrem grossen Wohlwollen Fähigkeiten beigelegt, die ich nicht besass; man hatte behauptet, ich sei gewandt, während genau das Gegenteil der Wahrheit entspricht. Ich wurde irreführt durch eine glühende Einbildungskraft, eine zu erregbare Natur und einen zu vertrauensseligen Charakter; ich wurde das Opfer übel angebrachten Vertrauens.»

Haftet eine Schuld an Dunant, so hat er dafür gebüsst, gesühnt, das auf sich genommen, was Rodolfo Olgiati mit der französischen Wendung «payer de sa personne» ausdrückte. Er hatte zu verschwinden. So wollte es das ungeschriebene Gesetz der Ordentlichen und Rechtmässigen. Und Dunant verschwand. Paris war eine der ersten Stationen einer zwanzigjährigen Irrfahrt. Er wohnte, wenn er die Miete nicht mehr bezahlen konnte, in erbärmlichen Dachstübchen oder übernachtete im Freien wie die Clochards unter den Brücken, auch etwa in Wartsälen. So gehörte er nach seinen eigenen Worten zu denen, «die ihre Kleider mit etwas Tinte aufschwärzen und ihrem Hemdkragen mit Kreide nachhelfen». Er lebte zweifellos schlechter als jene Armen in Genf, die er einst an der Seite der Mutter aufgesucht hatte. Ihm aber nahte kein Helfer mit vollem Korb, keine Helferin von der Hilfsbereitschaft der Rotkreuzschwestern. Ja, das Internationale Komitee vom Roten Kreuz, dessen Fünferausschuss von Gustave Moynier jahrzehntelang umsichtig geleitet wurde, empfand den Urheber Dunant sogar als untragbare Belastung für das Hilfswerk. So stossend uns dies anmutet, so dürfen wir uns doch dem nicht verschliessen, was mein Lehrer und Freund

Carl J. Burckhardt, einst selber Präsident des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz, im Vorwort zum Buche von Willy Heudtlass über «Henry Dunant» sagte: «Was er als Einsamer nicht nur innerhalb einer widerstrebenden Umwelt, sondern auch als Mensch mit eigenen Schwächen und Widersprüchen geleistet hat, musste verwirklicht und praktisch durchgeführt werden. Auf einer ganz andern Ebene als der seinen mussten sich von seinem missionierenden Schwung getroffene Persönlichkeiten die dem Weltwesen entsprechenden Voraussetzungen zur Verwirklichung seiner Sendung schaffen. Diese Verwirklichung mussten sie in gewissen Augenblicken selbst gegen ihn, den Stifter, durchführen.»

Damit sind die tiefe Tragik in Dunants Persönlichkeit und der schwer verständliche Bruch mitten in seinem Leben angedeutet, aber die Mitwelt ist doch nicht von der Mitschuld am jahrzehntelangen Elend Dunants entlastet. Er selbst tröstete sich in späten Jahren etwa damit, dass andere Vorkämpfer und Urheber ebenfalls verkannt worden seien; er führte unter anderem Kolumbus und Gutenberg sowie die Künstler Michelangelo und Beethoven an. Gerne räumen wir ein, dass jemand, der von einer Idee beseelt und zugleich besessen ist, zu den Eiferern gezählt wird, denen der Bürger aus dem Wege geht. Allein gegenüber Dunant, dem Apostel des Erbarmens, war die Welt doch zu erbarmungslos. Er schleppte sich, zermürbt und früh gealtert, von Land zu Land bis in den Balkan, erst noch etwa zu Vorträgen gebeten, in denen er die Weiterentwicklung des Roten Kreuzes andeutete, ohne dass sich jemand weiter um den hungernden Redner kümmerte, später verkannt, vergessen. Schämte man sich seines unansehnlichen Auftretens wie die brave Vaterstadt Genf ihres missratenen Sohnes?

Immerhin gibt es ein paar Menschen, die Dunant gerecht werden. Ich erwähne zwei Wohltäter in Stuttgart. Pfarrer Wagner räumte ihm 1876 zwei Zimmer des Dachstuhls ein, und im dortigen Gymnasialprofessor Rudolf Müller begegnet Dunant seinem Biographen. Nach Pfarrer Wagners Tod muss Dunant aber wieder als Heimatloser weiterziehen. Er wendet sich endlich nach einem kurzen Zwischenhalt in Trogen nach Heiden, dessen Vorzüge ihm Stuttgarter Familien, die gerne ihre Ferien in diesem Höhenluftkurort verbrachten, gerühmt haben. Er meldet sich bei Dr. Hermann Altherr, dem Chef des Bezirkskrankenhauses, und stellt sich als Gründer des Roten Kreuzes vor. Der Arzt traut seinen Ohren nicht, glaubt er doch diesen Mann längst nicht mehr unter den Lebenden. Aber es stimmt: der 60jährige mit dem wallenden Bart ist es leibhaftig. Da ihm die Familie in Genf – zwanzig

Jahre nach jenem Prozess – eine Jahresrente von 1200 Franken aussetzt, lässt sich ein Unterkommen einrichten. Das reicht bei sparsamster Lebensführung. Der Arzt ist ein grosszügiger Menschenfreund, die Oberin Schwester Elise Bolliger weiss über Anwendungen von Verfolgungssuchenden des überempfindlichen, oft schwierigen Patienten hinwegzusehen. Die Lehrerfamilie Wilhelm Sonderegger öffnet ihm Haus und Herz und weiss viele seiner Sorgen zu beschwichtigen. Der St.Galler Journalist Georg Baumberger wird von Dunant, der sonst gerne hinter verschlossenen Läden lebt, empfangen, und sein Artikel über den Begründer des Roten Kreuzes, der samt Bild 1895 in der deutschen Illustrierten Zeitung «Über Land und Meer» erschien, sprach der Welt ins Gewissen und erregte grösstes Aufsehen. So findet auch Rudolf Müllers Buch über die «Entstehungsgeschichte des Roten Kreuzes und der Genfer Konvention» viele und aufmerksame Leser. Ja, der edle Stuttgarter Professor ruht nicht, bis Henry Dunant die grösste Auszeichnung zuteil wird: Dunant bekommt – zusammen mit dem Franzosen Frédéric Passy – 1901 den ersten Friedens-Nobelpreis. Die ihm zugesprochene Summe von 100 000 Franken hätte ihn aller Sorgen enthoben, aber der 73jährige stellt den ganzen Betrag dem Roten Kreuz zur Verfügung. Nur aus den Zinsen bedenkt er in seinem Testament einige ihm Nahestehende mit Zuwendungen. Sein Leben ändert sich kaum. Weiterhin sinnt er grossen Plänen nach, die sein Lebenswerk ausbauen sollten. Sie reichen von einer universalen Friedensbibliothek und der Hilfe an Gefangene bis zur Gründung eines Staates Israel. Dort hatte der Mann gelebt und gelehrt und gelitten,

der das Gleichnis vom Barmherzigen Samariter in doppeltem Sinne als Beispiel bot: als Veranschaulichung und Vorbild der Nächstenliebe. Macht man gelegentlich viel Wesen aus Dunants Wirken, so winkt er ab: «Ich bin ein Jünger Christi wie im ersten Jahrhundert, sonst nichts.» Dieses Wort überstrahlt manche andern bitteren Äusserungen Dunants, in dessen Augen die Kirche allzu weit hinter ihrem Auftrag zurückblieb. Er wollte in aller Stille beigesetzt werden, was im Herbst 1910 in Zürich geschah.

Ein fernöstliches Wort sagt, der Mensch sterbe zweimal: einmal, wenn sein Herz zu schlagen aufhöre, und das zweite Mal, wenn er aus dem Gedächtnis, aus dem Gespräch der Menschen entschwinde. Diesem zweiten Tod gegenüber lässt sich getrost erklären, dass die Unsterblichkeit Dunants gewährleistet ist: hier in Heiden, wo sich Herr Jakob Haug nimmermüde für sein Andenken eingesetzt hat, ebenso in der Schweiz, wo man es nicht verargt, dass das Rote Kreuz den Nationen geläufiger wurde als das weisse Kreuz, und in weiter Welt, ist doch, wie alt Bundesrat Wahlen einmal sagte, dieses Hilfswerk das grösste Geschenk, das die Schweiz der Völkergemeinschaft gebracht hat. Dass es eine weiterwirkende Gabe sei, soll unser Anliegen sein, indem wir es als Aufgabe erkennen. Eine Gedenkfeier taugt so viel, als sie guten Willen zum ernsthaften Weiterwirken im Sinne des Gefeierten erweckt, und in der unaufhörlichen Schlacht des Lebens findet jeder in der Nachfolge Dunants Gelegenheit, Bedürftigen beizustehen, gemäss der von ihm dem Evangelium nachgesprochenen Leitwort: «Wir sind allzumal Brüder.»



St.Gallen

In St.Gallen befasste man sich im Rahmen der Veranstaltungen zur Erinnerung an Dunant besonders intensiv mit der ethischen Seite der Rotkreuztätigkeit. Das Internationale Komitee vom Roten Kreuz verlegte eine seiner ordentlichen Vollversammlungen nach St.Gallen. Am 17. Mai hielt sein Präsident, *Alexandre Hay*, ein Referat «Die Problematik der IKRK-Tätigkeit». Am anschliessenden Empfang, zu dem die Hochschule einlud, hatten die Zuhörer Gelegenheit zu persönlichen Kontakten mit den Komitee-Mitgliedern. Am 18. Mai wurde in der Haupthalle der Hochschule von Schülern eine Szenenfolge aus Herbert Meiers Stück «Dunant» gespielt. Die darin aufgeworfenen Fragen und solche aus dem Publikum wurden danach unter der Leitung von Fredy Weber (Radio DRS) mit drei Mitgliedern des IKRK, dem Präsidenten des SRK und Prof. Alois Riklin von der Hochschule St.Gallen diskutiert. Damit beschriftet das IKRK neue Wege, um nicht nur seine oft verkannte Tätigkeit, sondern auch die Grundsätze des Roten Kreuzes in der Öffentlichkeit besser bekanntzumachen.



Das «Soldatenhandbuch» erklärt in wenigen Sätzen die Pflichten und Rechte gemäss den Genfer Abkommen.

Winterthur

In ähnlicher Richtung lagen auch die Ausführungen von alt Stadtrat *Dr. H. Bachmann*, der in Winterthur die Ansprache anlässlich des Konzertes zu Ehren des Rotkreuzgründers hielt. Als ehemaliger Vizepräsident des IKRK schilderte er in grossen Zügen die Aufgaben dieser Institution, was sie wirken kann, wo sie in den letzten Jahren Erfolge aufweisen konnte, welches ihre Grenzen sind. Er bedauerte die Opposition aus nationalistischen und ideologisch fanatischen Lagern, die auf die Erschütterung des Menschenbildes zurückgehen, eines Menschenbildes, in dem kein Platz mehr für die Achtung des Gegners ist.

Das Konzert des Winterthurer Stadtorchesters, das mit Dvoraks Violinkonzert op. 53 und Franz Schuberts Symphonie Nr. 5, B-dur, den zahlreich erschienenen Gästen einen hohen Genuss bereitete, erbrachte eine Kollekte von rund 5200 Franken. Der Betrag wurde für die Finanzierung des Ferienlagers verwendet, das die vier Zürcher Sektionen im Juni gemeinsam für etwa 60 Invalide aus dem Kantonsgebiet durchführten.

Auszug aus einem Brief Dunants an Pfarrer Herzog, Präsident der Rotkreuzsektion Winterthur, in dem er seine Dankbarkeit ausdrückt, dass die Winterthurer sich als erste des Gründers wieder erinnerten.

Je n'oublie jamais que c'est Winterthur qui, le premier, a voulu se rappeler du fondateur de l'Œuvre; et c'est avec gratitude que j'en conserve le souvenir.

Veuillez être assez bon pour transmettre ces sentiments de gratitude aux membres de la Section de Winterthur, et agréer, je vous prie, Monsieur le Président, l'expression de mon profond respect.

J. W. Dunant

Heiden, 30. III. 1897.



Zürich

Die Stadtzürcher Sektion organisierte – ebenfalls für das Invaliden-Ferienlager und für den Betreuungsdienst – einen grossen Basar/Flohmarkt, der sich fast zu einem Volksfest ausweitete (siehe «Contact»).

Ein weiterer Anlass war das Samariter-Rotkreuzfest vom 27. Mai im Stadthof 11. Hier wurden einmal die treuen und stillen Helfer gefeiert, welche die Arbeit im Sinne Dunants erst ermöglichen. Bei der Begrüssung nach dem musikalischen Auftakt durch die Knabenmusik sprachen der Präsident der Rotkreuzsektion Zürich und der Ehrenpräsident der Dunant-Gesellschaft im Namen ihrer Organisationen den Gästen Anerkennung und herzlichen Dank aus.

In der Tat, die vielen Dienste des Roten Kreuzes könnten nicht aufrechterhalten werden, wenn sich nicht immer wieder Frauen und Männer bereitfänden, ihre Person, ihre Zeit, ihr Wissen und Können unentgeltlich einzusetzen, wo ein Mitmensch ihrer bedarf.

Wissen die Leute aber auch, was sie vom Roten Kreuz erwarten können, welche Hilfen es für Alte oder für werdende Mütter anbietet, um nur zwei Beispiele zu nennen? Weitherum bestehen noch grosse Wissenslücken. Deshalb wurden Bild- und Texttafeln geschaffen, die von den Sektionen ihren Bedürfnissen und Möglichkeiten entsprechend gestaltet werden, um die Bewohner des Sektionsgebietes mit «ihrem» Roten Kreuz bekanntzumachen. In den vergangenen Monaten waren diese Ausstellungen an zahlreichen Orten in der ganzen Schweiz – in Schaufenstern, auf Plätzen, in Theaterfoyers, Konferenzräumen, Spitälern, Schulhäusern usw. – zu sehen und werden an anderen Orten während des Sommers noch gezeigt werden. Speziell auf das Dunant-Jahr hin wurde auch eine Wanderausstellung kreiert, die das Werden des Roten Kreuzes darstellt.



Oben: Kranzniederlegung am Dunant-Grabmal auf dem Friedhof Sihlfeld. Am schlichten Gedenkakt vom 6. Mai sprachen Stadtpräsident S. Widmer, M. Wüest, alt Präsident des Samariter-Kantonverbandes, und Sektionspräsident R. Huber.

Unten: An vielbegangenen Plätzen wiesen Tafeln auf die Tätigkeitsgebiete der Sektion hin. Diese vom SRK geschaffenen Ausstellungselemente können von den Sektionen nach ihren Bedürfnissen zusammengestellt werden.

RO- TES KREUZ AUF WEIS-SEM GRUND, WEIS-SES KREUZ AUF RO-TEM GRUND,
 KÄH-TEN FÜR DIE MENSCH-LICH-KEIT: WEIS-SES KREUZ AUF RO-TEM GRUND,
 RO- TES KREUZ AUF WEIS- SEL GRUND .

Hugo Käch



Schaffhausen

«Meine Fahne deckt am Ende nur den Mord!» Diese Worte legte Herbert Meier dem Titelhelden in seinem 1976 in Zürich uraufgeführten Stück in den Mund. Er bringt darin die Problematik zum Ausdruck, dass die Linderung des Kriegselends durch das Rote Kreuz als Alibi für die Kriegführung missbraucht werden kann. Dieser Vorwurf ist so alt wie das Rote Kreuz; zu seiner Entkräftung gilt immer noch, was G. Moynier, Mitglied des Gründerkomitees, 1863 entgegnete: «... Es schiene in der Tat, wenn man auf unsere Gegner hörte, als wären wir auf nichts Geringeres aus, als den Krieg zu rechtfertigen, indem wir ihn als ein notwendiges Übel betrachten lassen. Ist dieser Tadel wirklich ernst zu nehmen? Ich kann es nicht glauben. Sicherlich wün-

schon wir ebensowohl und noch mehr als irgend jemand, dass die Menschen aufhören möchten, sich gegenseitig abzuschlachten, und dass sie sich von diesem Überbleibsel von Barbarei, das sie von ihren Vätern geerbt haben, mit Abscheu lossagen möchten... Aber nach unserer Überzeugung wird man noch lange mit den menschlichen Leidenschaften rechnen und sich ihre unheilvollen Wirkungen gefallen lassen müssen. Warum sollte man also, wenn man sich nicht unbedingt und sofort dagegen schützen kann, nicht bemüht sein, sie zu vermindern?»

Teile des Schauspiels «Dunant» lagen der Aufführung zugrunde, mit der in Schaffhausen im Rahmen einer Matinee im Stadttheater des Rotkreuzgründers gedacht wurde. Hugo Käch, der Leiter der Musikschule Schaffhausen, komponierte die Musik zu den ausgewählten Textstel-

Die Aufführung im Schaffhauser Stadttheater war dank der Mithilfe vieler Rotkreuzfreunde möglich geworden, die vor und während des Festtages mitarbeiteten und Wege ebneten. Das auf dem Programm abgedruckte Schlusslied von Hugo Käch wurde von allen Zuschauern mitgesungen.

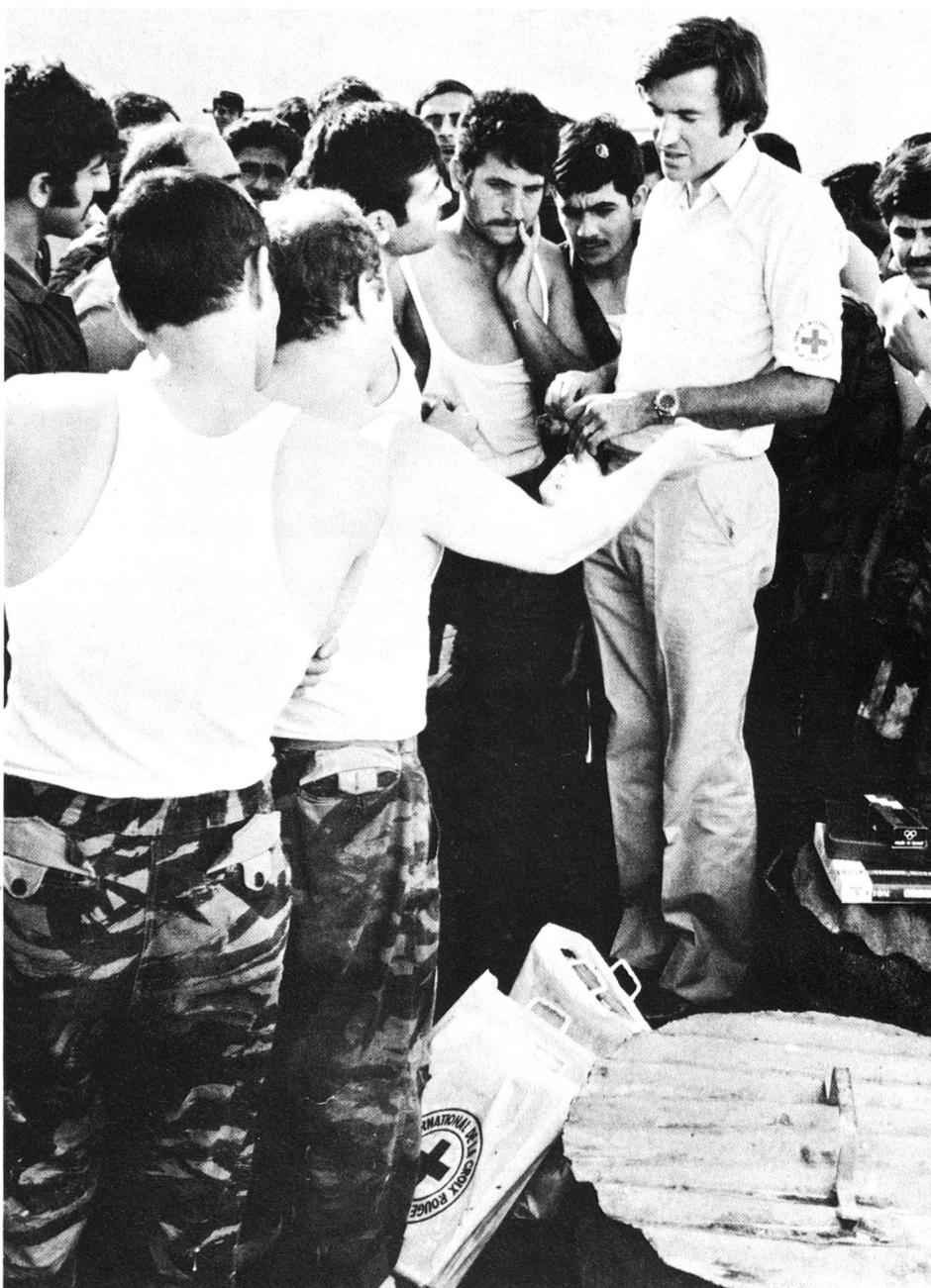
len, die von Wolfgang Stendar gesprochen und durch das Bühnenbild und Lichtbilder untermalt wurden. Die Chöre, Orchester- und Solopartien wurden von Schülern und Lehrern der Musikschule interpretiert. Die Aufführung hinterliess einen tiefen Eindruck.

Im Rahmen der Matinee sprachen Prof. Hans Haug (siehe separaten Artikel),

Regierungsratspräsident Paul Harnisch und Dr. med. W. Berger, der die Entwicklung und Tätigkeit der von ihm geleiteten Sektion skizzierte. Paul Harnisch, Vorsteher der Sanitätsdirektion, zeichnete den Charakter und Lebensweg Henry Dunants, die nicht frei von Schatten waren, aber gerade dadurch auch etwas Tröstliches haben, wie der Magistrat erklärte: «Das Grosse wird nicht nur von Grossen und Unfehlbaren eingeleitet und getragen, auch Schwache tragen mit. Es braucht den zündenden Funken, so dass aus vielen Schwachen und einzelnen eine Gemeinschaft werden kann, die bereit ist, die Dinge zu ändern.» Der Redner erinnerte daran, dass man es fast für selbstverständlich nehme, dass sich Freiwillige zur Verfügung stellen, und man bedenke nicht, wieviel Arbeit, Zeit und Engagement notwendig seien. Man wäre bei näherem Zusehen erstaunt, wie abhängig wir von diesen Diensten geworden sind.

Weinfelden

Die Feier der Sektion Mittelthurgau in Weinfelden erhielt ihr besonderes Gewicht von einer von starker Zukunftshoffnung getragenen Dunant-Würdigung durch Sektionssekretär Albert Lüthi und einem Lichtbildervortrag von PD Dr. U. G. Middendorp. Dieser hat im Auftrag des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz und des SRK in den letzten Jahren viele Katastrophen- und Kriegsgebiete besucht. Er entwarf ein erschütterndes Bild vom Grauen und der Hoffnungslosigkeit in den vielen heute noch bestehenden Gefangenenlagern und äusserte sich auch zu den Voraussetzungen für eine wirksame Katastrophenhilfe.



Zehntausende von Kriegsgefangenen und politischen Gefangenen verbringen endlose Jahre hinter Stacheldraht oder Gitterstäben! Der Besuch des Rotkreuzdelegierten zeigt ihnen, dass sie nicht vergessen sind. Das IKRK kümmert sich um sie und setzt sich für ihre menschenwürdige Behandlung ein. Bei Kriegszuständen sind seine Equipen oft die einzigen oder doch die ersten Betreuer von kranken oder verletzten Zivilisten. Das IKRK sucht ständig Mitarbeiter, sowohl medizinisches wie technisches und administratives Personal, für diese anspruchsvolle aber dankbare Arbeit, auf die so viele Menschen in den zahlreichen Kriegs- und Bürgerkriegsgebieten ihre letzte Hoffnung setzen.



INNERSCHWEIZ

Die Gedenkfeier der Innerschweizer Sektionen vor dem Bundesbriefarchiv in **Schwyz** legte besonderes Gewicht auf die Verbindung von Dunant und seinem Werk zur Schweiz und ihren Traditionen. *Alt Bundesrat Ludwig von Moos* wies in seiner Festrede auf die zwei augenfälligen Parallelen zwischen der Eidgenossenschaft und dem Roten Kreuz hin: die Hilfe an Notleidende in aller Welt, die einer christlichen Grundhaltung entspringt, und der Grundsatz strikter Neutralität, der Voraussetzung zum humanitären Wirken in Kriegsgebieten ist. Es sei kein Zufall, meinte der Redner, dass mit Henry Dunant ein tief human denkender Bürger der neutralen Schweiz den zündenden Funken des Rotkreuzgedankens in die Welt geworfen habe, und kein Zufall, sondern ein Vorzug, dass auch heute das Internationale Komitee ausschliesslich aus Schweizer Bürgern bestehe und in Genf seinen dauernden Sitz habe. Gnädig sei unserem Land das Schicksal erspart geblieben, selbst Kriegsschauplatz zu sein. Der Geburtstag Henry Dunants, sagte er, solle ein Tag der Besinnung und Selbstprüfung sein, er stelle uns die Frage, «ob wir Heutigen dem damals von der Schweiz aus in die Welt geworfenen Gedanken gerecht werden und Gefolgschaft leisten».

Auch während des mehr unterhaltenden zweiten Teils der Feier im Casino wurde mehrmals wieder die Beziehung zum Roten Kreuz hergestellt. So bei der Zueignung des Souvenirs, eines Brieföffners in Bajonettform: Auf einem Schlachtfeld sei die Rotkreuzidee geboren worden, für Dunant sei der damals empfangene «Stich ins Herz» zum Antrieb für sein Lebenswerk geworden. Ein anderer, St. Martin, hatte mit dem Schwert seinen Mantel durchschnitten, um mit der einen Hälfte den Bettler zu bekleiden. So müssten wir uns immer fragen, wenn wir ein Schwert in Händen haben, ob wir es zum Guten oder zum Bösen verwenden.

Eine Überraschung besonderer Art bereitete der Vortrag durch drei Kinder des Sektionspräsidenten, indem nach dem Buch Hiob gewisse Fragen aufgeworfen wurden, die sich dem Leidenden und dem Helfer stellen: Muss Leid erlitten werden, kann man es ändern? Ist unsere Hilfe immer wirkliche Hilfe oder kann sie vielleicht Not verschlimmern? Wann ist meine Hilfe nötig, nur in dramatischen Augenblicken, oder auch beim «Mann ohne Eigenschaften» im Nachbarhaus?

Dr. Gensch, Präsident der gastgebenden Sektion, meinte in seiner Begrüssung, das rote Kreuz und das Schweizer Kreuz seien wie Brüder und das dritte, das christliche Kreuz, in Verbindung mit ihnen die Triebfeder unseres humanitären Wirkens.

Die Rotkreuz-Sektion **Uri** und die Urner Samariter verliehen ihrer diesjährigen Generalversammlung eine besondere Attraktion mit einer Ausstellung von altem und modernem Samariter-Rettungsmaterial und einer Luftrettungs-Demonstration, eine Übung, die in dieser Gegend sicher nicht «aus der Luft gegriffen» ist.

Luzern dagegen beschenkte 1000 Patienten im Kantonsspital und der St.-Anna-Klinik mit einem Blumensträusschen, das Schwesternschülerinnen als Gruss des Roten Kreuzes an die Kranken überreichten.



Leider musste alt Bundesrat von Moos seine Rede auf der Wiese des Bundesbriefarchivs unterm Regenschirm halten, und die schönen Trachten der Ehrendamen wurden nass. Das tat jedoch der guten Stimmung der zahlreichen Teilnehmer keinen Abbruch. Besonders für die Schüler, die als Fähnchen- und Fahnenträger oder in der Musikkapelle mitwirkten, war es ein Freudentag, und auch die Gäste aus einem Heim am Zürichsee, die in ihren Rollstühlen, unter den Bäumen am Wiesenrand etwas geschützt, den Darbietungen gefolgt waren, schätzten die Abwechslung. Sie wurden von Pfadfindern begleitet, den Transport übernahmen Sanitätssoldaten. Während des Durchmarsches des Festzuges durch Schwyz, ertönte plötzlich das Martinshorn. Zum Glück handelte es sich nur um einen fingierten Verkehrsunfall zur Demonstration. Aber wie oft schon haben Samariter im Ernstfall ihre Kenntnisse anwenden müssen! Die Samaritervereine arbeiten besonders im Rettungswesen und Blutspendedienst eng mit dem SRK zusammen. Blutspender gehören ebenfalls zu den unentbehrlichen Helfern. In Schwyz marschierten Delegationen mehrerer Vereinigungen ausländischer Blutspender in der Schweiz (AVIS) aus der Region mit.

